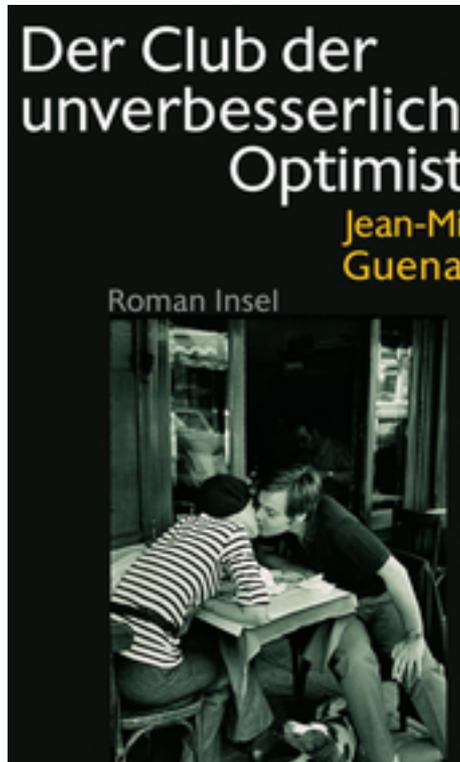


Insel Verlag

Leseprobe



Guenassia, Jean-Michel
Der Club der unverbesserlichen Optimisten

Roman
Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

© Insel Verlag
978-3-458-17496-7



Jean-Michel Guenassia
Der Club
der unverbesserlichen
Optimisten

Roman

Aus dem Französischen
von Eva Moldenhauer

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Le Club des Incorrigibles Optimistes*
Die Originalausgabe erschien 2009 bei Albin Michel, Paris

Erste Auflage 2011

© der deutschen Übersetzung Insel Verlag Berlin 2011

© Éditions Albin Michel Paris 2009

Alle Rechte vorbehalten, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17496-7

**Der Club
der unverbesserlichen Optimisten**

Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich meine beiden Familien zusammen sah. Das heißt einen Teil davon, und das waren schon etwa zwanzig Leute. An meinem Geburtstag hatte ich eine böse Vorahnung. Eine unbekannte Gefahr, die ich nicht identifizieren konnte. Später habe ich bestimmte Signale entziffert, die mir hätten in die Augen springen müssen. Ich war zu jung, um sie zu verstehen, zu sehr in Anspruch genommen von dem Fest und den Geschenken. Ich sah meine Schulkameraden, sie alle hatten eine Familie und zwar nur eine einzige; ich dagegen hatte zwei verschiedene. Sie gingen sich aus dem Weg. Die Marinis und die Delaunays. Die Familie meines Vaters und die meiner Mutter. An jenem Tag entdeckte ich, daß sie einander verabscheuten. Nur mein Vater, immer guter Laune, ging von einer zur andern, das Tablett mit Obstsäften in der Hand, und imitierte Gabin oder Jovet:

»Ein kleiner Orangensaft? Ihr könnt zugreifen, er kommt direkt aus der Frucht.«

Die Marinis bogen sich vor Lachen. Die Delaunays hoben die Augen zum Himmel.

»Paul, hör auf, das ist nicht komisch!« sagte meine Mutter, der seine Nachahmungen ein Greuel waren.

Sie blieb sitzen und sprach mit ihrem Bruder Maurice, den sie nicht mehr oft sah, seit er sich nach dem Krieg in Algerien niedergelassen hatte. Mein Vater mochte ihn nicht. Ich aber liebte ihn, denn er machte andauernd Witze. Er nannte mich Callaghan. Ich weiß nicht, warum. Sobald er mich sah, rief er: »How do you do, Callaghan?« Und ich mußte antworten: »Very good!« Wenn wir uns trennten, bekam ich ein »Bye-bye, Callaghan!« zu hören, begleitet von einem kleinen Faustschlag aufs Kinn. Maurice kam einmal im Jahr nach Paris, um ein amerikanisches Betriebswirtschaftsseminar zu

besuchen. Es war für ihn Ehrensache, als erster von allen Neuerungen zu profitieren. Das nannte man Management. Er spickte seinen Wortschatz mit amerikanisierten Ausdrücken. Niemand wußte, was sie bedeuteten, aber man tat so, als ob. Er war begeistert von seinem Seminar »Wie werde ich ein Gewinner?« Er erklärte meiner Mutter, die seine Worte aufzog, die Grundlagen. Mein Vater war überzeugt, daß es reine Scharlatanerie war, und rief mit der Stimme von De Gaulle:

»Ihr hättet mir Bescheid sagen sollen. Dann hätten wir die Generäle der französischen Armee in dieses Seminar geschickt!«

Er brach in Lachen aus und die Marinis mit ihm. Das trug nicht dazu bei, die Atmosphäre zu entspannen. Maurice hat weitergeredet, ohne auf ihn zu achten, und hat meine Mutter angespornt, sich für das Seminar anzumelden. Als er sich zur Ruhe setzte, hatte Großvater Philippe die Leitung des Geschäfts an seine Tochter weitergegeben. Er bestand darauf, daß sie sich fortbildete. Dabei arbeitete sie schon seit zehn Jahren an seiner Seite. Auf Empfehlung von Maurice nötigte er sie, ein amerikanisches Schulungsseminar zu besuchen, »Wie man ein moderner Manager wird«. Zwei Wochen Intensivkurs in Brüssel. Sie kam mit einem Sortiment dicker Bücher zurück, die in der Bibliothek thronten. Sie war stolz auf dieses Zeugnis und den Beweis ihrer Kompetenz. Es reichte von »Schwierige Kunden gewinnen« bis zu »Ein Netz effizienter Beziehungen schaffen« oder »Sein Potential entwickeln, um entscheidungsfreudig zu werden«. Jedes Jahr besuchte sie ein dreitägiges Seminar in einem luxuriösen Zentrum in der Avenue Hoche, und wieder bereicherte ein neues Buch die Kollektion aus rotem Leder. Im letzten Jahr hatte sie mit ihm das Seminar »Wie macht man sich Freunde?« besucht, das sie völlig verändert hatte. Seither setzte sie immer das gleiche Lächeln auf, den Schlüssel für ihre gegenwärtigen und künftigen Erfolge. Ihre Bewegungen waren entspannt, ein Zeichen ihrer inneren Ruhe, ihre Stimme war gesetzt und sanft, der

Beweis für ihre persönliche Stärke. Dale Carnegie zufolge, der diese Seminare konzipiert hatte, sollte dies ihr Leben verändern. Mein Vater glaubte nicht daran. Für ihn war es reine Zeit- und Geldverschwendung.

»Nie wird man einen Ackergaul in ein Rennpferd verwandeln«, hatte er, Maurice ansehend, mit einem kleinen Lächeln fallen lassen.

Eine Woche zuvor hatte ich meine Mutter gebeten, die Marinis einzuladen.

»Gewöhnlich laden wir sie nicht ein. Wir feiern die Geburtstage im engen Familienkreis.«

Ich hatte darauf bestanden. Ihr neues Lächeln ließ sie im Stich. Ich gab nicht nach, im Gegenteil. Wenn sie nicht kämen, gäbe es kein Fest. Sie schaute mich mit betrübter Miene an. Meine Mutter pflegte ihre Meinung nicht zu ändern. Ich hatte mich damit abgefunden. Als mein Vater mir mit verschwörerischem Lächeln verkündete, daß die Marinis eingeladen seien, war ich verrückt vor Freude, überzeugt, daß durch mich eine Versöhnung zustande käme. Ich hätte meine Mutter nicht dazu nötigen sollen. Sie hat sie einfach ignoriert. Die einzigen Fremden in dieser Zusammenkunft waren Nicolas Meyer, mein einziger Freund, der sich, bevor es den Kuchen gab, zu Tode langweilte. Maria, das spanische Dienstmädchen, das ihr Tablett mit Orangenlimonade und Glühwein von Gruppe zu Gruppe trug, und Nero, mein rotgetigterter Kater, der ihr folgte wie ein Hund. Lange habe ich geglaubt, daß es von Vorteil sei, zwei Familien zu haben, und lange habe ich davon profitiert. Wer keine Familie hat, wird mich für einen Privilegierten halten, dem sein Glück nicht bewußt ist, aber zwei Familien sind schlimmer als gar keine.

In ihrer Ecke scharten sich die Marinis um Großvater Enzo. Sie warteten. Franck, mein Bruder, hatte sein Lager gewählt. Er sprach leise mit Onkel Baptiste und Großmutter Jeanne. Mein Vater erschien mit einem riesigen Schokoladenkuchen

in der Hand und stimmte das Lied »Zum Geburtstag viel Glück, Michel« an, dann sangen die Marinis im Chor mit. Das war eine Gewohnheit von ihnen. Sobald sie beisammen waren, sangen sie. Jeder hatte sein Lieblingsrepertoire, und wenn sie sich trafen, bildeten sie einen Chor. Meine Mutter schenkte mir ein zärtliches Lächeln. Sie sang nicht. Ich habe meine zwölf Kerzen in zwei Malen ausgepustet. Philippe, der Vater meiner Mutter, hat applaudiert. Er sang nicht, auch Maurice nicht, keiner der Delaunays. Sie applaudierten, und die Marinis sangen: »Zum Geburtstag viel Glück, Michel, unsere besten Wünsche.« Und je mehr die Marinis sangen, desto mehr applaudierten die Delaunays. Juliette, meine kleine Schwester, applaudierte, Franck sang. Auch Nicolas. In diesem Augenblick überkam mich jenes unangenehme Gefühl. Ich starrte sie an, ohne zu begreifen, mein Unbehagen wurde vom Lärm überdeckt. Vielleicht rührt daher meine Familientreffen-Phobie.

Ich bekam drei Geschenke. Die Delaunays schenkten mir einen Teppaz-Plattenspieler mit zwei Geschwindigkeiten, 33 und 45 Umdrehungen, mit einem Plattenwechsler für die 45er. Es war ein wichtiges Geschenk. Philippe sagte immer wieder, wie empfindlich der Tonarm sei, und schärfte mir ein, die Gebrauchsanweisung gewissenhaft zu befolgen.

»Deine Mutter war es leid, daß du dich mit deinem Bruder zankst.«

Enzo Marini schenkte mir ein dickes Buch: *Die Schätze des Louvre*. Er war Rentner der Französischen Eisenbahn und mit seiner Ermäßigungskarte kam er einmal im Monat mit Großmutter Jeanne nach Paris. Sie nutzte diesen Tag, um Baptiste zu besuchen, den älteren Bruder meines Vaters, der seine beiden Kinder allein erzog, seit seine Frau bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Baptiste, Triebwagenführer auf der Linie Paris-Meaux, war früher offenbar redselig und mitteilzaam gewesen. Wenn meine Eltern von ihm sprachen, wechselten sie einen zweideutigen Blick. Wenn ich sie danach

fragte, gaben sie mir keine Antwort, und ihr Schweigen war noch bedrückender als das seine.

Ich begleitete Enzo in den Louvre. In Lens, wo er wohnte, oder in Lille gab es nichts Interessantes zu sehen. Ich weiß nicht, woher er sein Wissen bezog. Er hatte lediglich einen einfachen Schulabschluß. Doch er kannte die Bilder und die Maler, besonders die der italienischen Renaissance. Wir verbrachten viele Stunden dort und durchmaßten die riesigen Flure, bis das Museum geschlossen wurde. Ich liebte die Tage, an denen wir allein waren. Er sprach mit mir nicht wie mit seinem Enkel, sondern wie mit einem Freund. Oft habe ich ihn nach seiner Jugend gefragt. Er sprach nicht gern darüber. Vom Elend getrieben, war sein Vater aus Fontanellato, in der Gegend von Parma, fortgegangen. Er war mit seinen beiden jüngeren Brüdern emigriert. Alle drei hatten das Gut der Familie ihrem ältesten Bruder überlassen. Der war im Norden Frankreichs gelandet, wo er in einem Bergwerk arbeitete. Enzo war der erste, der in Frankreich geboren wurde. Sein Vater hatte es eilig, Franzose zu werden, hatte verboten, daß man im Haus italienisch sprach, hatte die Brücken zu seiner Heimat abgebrochen und den Kontakt zur übrigen Familie verloren. Enzo heiratete eine Frau aus der Picardie. Er war Franzose und stolz darauf. Wenn ihn ein Dummkopf, um ihn zu verletzen, Itaker oder Makkaroni nannte, antwortete er lächelnd: »Sehr erfreut, ich bin Leutnant Vincenzo Marini aus Lens im Département Pas-de-Calais.«

Mein Vater hat mir gesagt, manchmal habe Enzo seine Fäuste gebraucht, um sich Respekt zu verschaffen. Für ihn war Italien ein fremdes Land, in das er noch nie einen Fuß gesetzt hatte. Wir waren überrascht, als er uns an jenem Tag verkündete, er habe angefangen, Italienischunterricht zu nehmen.

Der Louvre besitzt ungeahnte erzieherische Werte. Enzo brachte mir bei, Maler zu erkennen, Stile und Epochen zu unterscheiden. Er tat so, als sei die Anziehung, die die nackten

Frauenstatuen auf mich ausübten, allein den vollkommenen Linien von Canova oder Bartolini zu verdanken. Er zog mich damit auf. Sosehr mein Vater geschwiegen hatte, als Philippe mir den Plattenspieler geschenkt hatte, so begeistert war er über das Buch und rühmte die Qualität der Reproduktionen. Er blätterte die Seiten mit entzücktem »Huh!« und »Oh la la!« durch, in der etwas übertriebenen Art, mit der er sich zu allem äußerte. Bei dem *Heiligen Johannes der Täufer* von da Vinci mit dem erhobenen Zeigefinger und dem gelockten Haar hielt er inne, verwirrt vom Geheimnis des so wenig frommen Lächelns.

»Kaum zu glauben, daß er ein Heiliger ist.«

»Warum begleitest du uns nicht in den Louvre?« fragte Enzo.

»Ach weißt du, ich und die Museen . . .«

Mein Vater hat es immer verstanden, für Spannung zu sorgen. Er legte ein in nachtblaues Glanzpapier gewickeltes und mit einem roten Band verschnürtes kubisches Paket auf den Tisch. Vor dem Öffnen mußte ich raten, was drin war. Nein, es war kein Buch. Mein Vater wäre nie auf die Idee gekommen, eines zu kaufen. Ein Spielzeug?

»Aus dem Alter bist du raus.«

Auch kein Gesellschaftsspiel. Alle haben mitgeraten außer meiner Mutter, die lächelte. Es war kein Lastwagen in Einzelteilen, auch nicht das Modell eines Flugzeugs, eines Schiffs oder eines Zugs, kein Mikroskop, keine Uhr, kein Fernglas, keine Krawatte und kein Parfum, auch keine Sammlung von Bleisoldaten und kein Füllfederhalter. Man konnte es nicht essen, nicht trinken, es war auch kein Hamster und kein Kaninchen.

»Wie kommst du drauf, daß ich ein lebendes Tier in eine Schachtel stecke?« »Nein, es ist nicht ausgestopft.«

Schließlich waren wir mit unserer Phantasie am Ende. Ich war wie erstarrt, überzeugt, daß ich kein Geschenk bekäme.

»Sollen wir es für dich öffnen?« stieß mein Vater hervor.

Hastig habe ich das Glanzpapier aufgerissen. Ein Schauer überlief mich, als ich die Schachtel aus durchsichtigem Plastik entdeckte. Die Kodak Brownie! Ich hätte es meinem Vater nicht zugetraut, mir ein solches Geschenk zu machen. Zwei Wochen zuvor war ich am Fotoladen in der Rue Soufflot stehengeblieben, um den Apparat zu bewundern, und hatte ihm erklärt, was daran neu war. Er war überrascht gewesen, daß ich mich so gut mit Fotografie auskannte. In Wirklichkeit bluffte ich, aber er verstand noch weniger davon als ich. Ich bin ihm um den Hals gefallen, um ihn zu küssen, und habe ihm überschwenglich gedankt, daß er mir eine solche Freude machte.

»Ein wenig Dank gebührt auch deiner Mutter, sie hat ihn besorgt.«

Aufgeregt legte ich in wenigen Sekunden den Film ein. Ich ließ die Familie in einem gedrängten Block Aufstellung nehmen, gegenüber dem Fenster, und dirigierte das Ganze so, wie ich es beim Schulfotografen für das jährliche Klassenfoto gesehen hatte.

»Opa, lächle. Onkel Maurice, stell dich hinter Mama. Lächelt, verflücht, lächelt doch endlich!«

Das Blitzlicht flammte auf. Ich machte das Bild gleich noch mal, um sicher zu gehen. Berufung ist Glückssache. Für mich stand fest, daß ich später Fotograf würde. Das schien mir ein wunderbares und erreichbares Ziel. Mein Vater hat noch eins draufgesetzt:

»Ja, mein lieber Michel, bestimmt ist es nett, Fotograf zu sein, und es bringt was ein.«

Wenn ich obendrein noch den väterlichen Segen hatte, eröffnete sich mir ein Königsweg. Wie immer ließ Franck es sich nicht nehmen, meine Begeisterung einzudämmen.

»Wenn du Fotograf werden willst, mußt du Fortschritte in Mathe machen.«

Was wußte er schon davon? Seinetwegen nahm das Gespräch eine gefährliche Wendung zwischen denen, die be-

haupteten, die Fotografie sei eine Kunst und Mathe zu nichts nütze, und denen, die versicherten, man müsse sich in der Perspektive, der Optik, der Entwickler-Emulsion und einer Menge von technischem Zeug auskennen. Das brachte mich in Verlegenheit. Sie versuchten, einander mit einer Menge Argumente zu überzeugen, denen niemand zuhörte. Ich verstand nicht, daß zwei Leute gleichzeitig Recht haben konnten. Franck war wohl neidisch. In meinem Alter hatte er kein so schönes Geschenk bekommen. Die Fotografie ist keine Wissenschaft, sondern eine Frage des Zufalls. Das historische Foto der komplett versammelten Familie, das einzige seiner Art, thronte drei Jahre lang auf dem Büffet. Es ist verschwunden, aus Gründen, die nichts mit seiner künstlerischen Qualität zu tun haben.

Lange habe ich in völliger Unkenntnis meiner Familiengeschichte gelebt. Alles war vollkommen, oder beinahe, in der besten aller Welten. Man erzählt Kindern nicht, was geschah, bevor es sie gab. Zuerst sind sie zu klein, um es zu verstehen, danach sind sie zu groß, um zuzuhören, dann haben sie keine Zeit mehr, und schließlich ist es zu spät. So ist das mit dem Familienleben. Man lebt Seite an Seite, als kenne man sich, doch man weiß nichts voneinander. Man erhofft sich Wunder von der Gemeinsamkeit des Bluts: unmögliche Harmonien, absolutes Vertrauen, tiefe Verbundenheit. Man begnügt sich mit der beruhigenden Lüge, daß man miteinander verwandt ist. Vielleicht habe ich zuviel erwartet. Was ich weiß, habe ich von Franck. Er hat mir die Wahrheit enthüllt, nach den Ereignissen am Tag der Geschäftseröffnung, die unsere Familie erschütterten.

Franck ist sieben Jahre älter als ich. Er ist 1940 geboren. Seine Geschichte ist die unserer Familie mit all ihren Zufällen und Unwägbarkeiten. Ohne ihn gäbe es mich nicht. Unser Schicksal hat sich in den ersten Kriegsmonaten entschieden. Damals leitete Philippe das Klempner-Dachdecker-Zinkblech-Unternehmen. Vor dem Krieg hatte er den Verkauf von Sani-

tärartikeln und Küchenherden hinzugenommen. Nie in seinem Leben hatte er ein Zinkrohr oder einen Schweißbrenner in der Hand gehabt. Er begnügte sich damit, andere arbeiten zu lassen, was seinen Worten zufolge schwierig war. Er hatte die Firma von seinem Vater geerbt und führte sie auf effiziente Weise. Die Scherereien begannen am 3. Februar 1936, als er Paul Marini als Lehrling einstellte. Mein Vater war siebzehn Jahre alt und hatte keinerlei Lust, die Familientradition zu respektieren, der zufolge der Sohn eines Eisenbahners denselben Beruf erlernte. Er wollte in Paris leben. Am Tag seiner Einstellung beeindruckte er Großvater Delaunay damit, daß er eine tadellose Schweißnaht in Rekordzeit zustande brachte. In den drei folgenden Jahren beglückwünschte dieser sich dazu, meinen Vater eingestellt zu haben, der alle Welt mit seinem Lächeln, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Aufgeschlossenheit und seiner Sachkenntnis verführte. Ohne es zu wissen, hatte er einen Wolf in den Schafstall eingeschleust. Seine Tochter Hélène nämlich verliebte sich unsterblich in diesen schönen Knaben mit dem samtene Blick, dem gewellten Haar und dem feinen Grübchen, einen unermüdlichen Tänzer, der sie zum Lachen brachte, wenn er Maurice Chevalier und Raimu nachahmte. Diese Jahre waren wohl die schönsten für meine Eltern. Sie waren siebzehn oder achtzehn Jahre alt, trafen sich heimlich, und niemand wäre darauf gekommen, daß sie etwas miteinander hatten. Damals durfte die Tochter eines Unternehmers keinen Umgang mit einem Arbeiter haben, vor allem nicht mit dem Sohn eines italienischen Immigranten. Das war unvorstellbar. Jeder hatte an seinem Platz zu bleiben. Wahrscheinlich wären die Dinge mit der Zeit wieder in Ordnung gekommen. Der Krieg rückte näher. Es gibt nichts Schlimmeres für Liebende, als durch Waffengewalt getrennt zu werden. Ich kann mir ohne weiteres vorstellen, was sie durchgemacht haben, ebenso den Schmerz ihrer Trennung. Mein Vater kam als Rekrut in die »*drôle de guerre*« tief in den Ardennen, vor dem Debakel. Meine Mutter verschwieg ihren

Eltern sechs Monate lang, daß sie schwanger war. Der Arzt der Familie hatte eine Fett-Anämie diagnostiziert. Dann wurde ihr übel, und ihr Zustand wurde entdeckt. Sie weigerte sich zu verraten, wer der Vater des Kindes war, das sie Franck nannte. Mein Vater war vier Jahre lang Kriegsgefangener in einem Stalag in Pommern, ohne je eine Nachricht zu erhalten. Er war überzeugt, daß sie ihn vergessen hatte, und erfuhr die Wahrheit erst bei seiner Rückkehr nach Frankreich. Das unbekümmerte, leichtsinnige junge Mädchen von vor dem Krieg war eine Frau geworden. Beide hatten sich verändert und erkannten einander kaum wieder.

Wenn Franck nicht gewesen wäre, hätten sie sich nicht wiedergesehen und sich nicht zusammengetan. Sie hätten sich in ihr Schicksal gefügt, und ihr Abenteuer wäre nichts als eine Jugenderinnerung gewesen, die nur sie kannten und die sie irgendwann vergessen hätten. Wenn Franck nicht gewesen wäre, hätten meine Eltern nicht geheiratet, und mich gäbe es heute nicht. Franck war fünf Jahre alt. Die Sache mußte in Ordnung gebracht werden. Sie haben zu ihrer Tat gestanden. Sie haben schnell geheiratet, im Rathaus des 5. Arrondissements. Am Morgen der Zeremonie gingen die künftigen Eheleute in aller Eile zum Notar der Delaunays und unterschrieben dort einen Gütertrennungsvertrag, ohne ihn zu lesen. Paul Marini würde vielleicht die Tochter bekommen, aber nicht die Kohle. Großmutter Alice war an jenem Morgen diplomatisch unpässlich, und da Philippe sie nicht allein lassen wollte, haben beide nicht an der Hochzeit ihrer Tochter teilgenommen. Wäre mein Vater ein wenig diplomatisch gewesen, hätte er die Situation vielleicht herumreißen können. Er hatte die kirchliche Heirat unter dem idiotischen Vorwand abgelehnt, daß er nicht an Gott glaube. Diese Weigerung hat seinen Stand in der Familie Delaunay, die seit Ewigkeiten ihre eigene Bank in Saint-Étienne-du-Mont hatte, erschwert. Auf einem Schwarzweißfoto, das auf den Stufen des Rathauses aufgenommen wurde, sieht man das Brautpaar, nur von

der Familie Marini umringt. Sie geben sich nicht die Hand, der kleine Franck steht zwischen ihnen. Der Hochzeitstag meiner Eltern war kein glücklicher Tag. Am späten Nachmittag erfuhren sie, daß Daniel Delaunay in Straßburg gefallen war. Das von den Marinis geplante bescheidene Mahl wurde abgesagt. Sie haben ein Jahr lang Trauer getragen. Alice hatte ihre Unpässlichkeit vergessen und behauptete, sie habe wegen des Heldentods ihres Sohnes im Kampf nicht an der Hochzeit ihrer Tochter teilgenommen. In der Familie Delaunay ist dieser Tag stets als Daniels Todestag begangen worden.

2

Das Gymnasium interessierte mich nicht. Lieber trieb ich mich im Jardin du Luxembourg, in der Rue Contrescarpe oder im Quartier Latin herum. Ich verbrachte einen Teil meines Lebens damit, durch die Maschen des Netzes zu schlüpfen. Ich tat gerade genug, um in die nächste Klasse versetzt zu werden. Die Aufnahme ins Lycée Henri IV. war knapp gewesen. Großvater Delaunay mußte sich zu einem Besuch beim Direktor aufraffen, der die Familie kannte. Franck hatte diese Schule auch besucht. Trotz altmodischem Dekor und Schimmelgeruch bot Henri IV. einige Vorteile. Die Schüler waren hier einigermaßen frei, sie kamen und gingen ohne Kontrolle. Ich hatte das Glück, daß Nicolas der Klassenbeste war. Ich schrieb nicht nur seine Matheaufgaben haargenau ab, ich schmückte sie auch aus. Ich fügte kleine Exkurse oder Fehler ein. Es kam vor, daß ich bessere Noten hatte als er, dabei hatte ich alles von ihm übernommen. Danach ging ich von dummen Täuschungsmanövern, bei denen während einer Klassenarbeit das Buch auf den Schenkeln lag, dazu über, nicht aufzuspürende Spickzettel zu verwenden. Ich verbrachte mehr Zeit damit, sie zu präparieren, als ich fürs Lernen gebraucht hätte. Ich habe mich nie erwischen lassen. In Geschichte und Geo-

graphie brauchte ich sie nicht. Ich las die Lektion einmal durch und hatte sie im Kopf. So konnte ich mich bei Nicolas revanchieren. Es war sein schwacher Punkt. Wir nahmen die ersten Plätze in Beschlag. Jahrelang galt ich als guter Schüler, dabei tat ich gar nichts. Ich bemühte mich, älter zu erscheinen, als ich war, und das gelang mir problemlos. Ich machte mir meine Größe von einem Meter dreiundsiebzig zunutze, um den Anschein zu erwecken, ich ginge in die vorletzte Klasse, während ich gerade mal in die dritte kam. Aus diesem Grund hatte ich keine Freunde in meinem Alter, mit Ausnahme von Nicolas. Ich verkehrte mit denen von Franck, die ich in den Bistros der Place Maubert fand, wo sie ihre Zeit damit verbrachten, zu diskutieren und die Welt neu zu erschaffen.

Es war eine aufregende Zeit. Nach einem langen Weg durch die Wüste war De Gaulle zurückgekehrt, um das französische Algerien zu retten, das von den algerischen Terroristen bedroht wurde. Man begann Wörter zu verwenden, deren Bedeutung ich nicht ganz verstand: Entkolonisierung, Verlust der Herrschaft, Algerienkrieg, Kuba, Blockfreie und Kalter Krieg. Solche politischen Neuheiten interessierten mich nicht. Da Francks Freunde von nichts anderem sprachen, hörte ich zu, ohne etwas zu sagen, und tat als verstünde ich alles. Ich wachte nur auf, wenn im Gespräch das Wort »Rock'n'roll« fiel. Einige Monate zuvor war er ohne Vorwarnung über uns hereingebrochen. Ich las gerade, in einen Sessel gefläzt. Franck paukte. Da drang unbekannte Musik aus dem Radio. Wir haben beide gleichzeitig den Kopf gehoben und uns ungläubig angeschaut. Wir sind an den Apparat herangerückt, und Franck hat den Ton lauter gestellt. Bill Haley kam und veränderte unser Leben. Von heute auf morgen wurde das unsere Musik. Durch sie verschwand das übliche Gedudel in der Versenkung. Die Erwachsenen verabscheuten sie, außer Papa, der Jazz liebte. Das sei eine Musik von Wilden, die uns taub und dümmer machen würde, als wir eh schon waren. Wir ver-

standen nichts, aber das störte uns nicht. Franck und seine Freunde entdeckten eine Menge amerikanischer Sänger. Elvis, Buddy Holly, Little Richard, Chuck Berry und Jerry Lee Lewis wurden unsere unzertrennlichen Gefährten.

Nicht nur die Zeit war in Aufruhr, auch das Quartier Latin. Der poujadistische Abgeordnete des 5. Arrondissements hieß Jean-Marie Le Pen. Von den Kleinhändlern und Hausmeistern gewählt, reckte er die Faust gegen »die Roten«, das heißt jene, die seine Ideen nicht teilten. Regelrechte Schlachten fanden zwischen den Studenten beider Seiten rings um die Sorbonne und den Boulevard Saint-Michel statt. Die traditionelle Spaltung zwischen Linken und Rechten war vom Algerienkrieg gesprengt worden, dessen Greuel sich jeden Tag stärker bemerkbar machten. Seither war man für oder gegen ein französisches Algerien. Viele Sozialisten waren dafür, viele Leute der Rechten waren dagegen, und viele änderten ihre Meinung in beide Richtungen.

Franck war für die Unabhängigkeit. Er war der kommunistischen Jugend beigetreten und glaubte felsenfest an die Partei. Er begleitete Enzo und Baptiste zu jedem Fest der *Humanité*. Das machte ihn zu einem Marini. Großvater Delaunay versäumte keine Gelegenheit, ihn zu verspotten und ihn seine Abneigung spüren zu lassen. Dieser verschleierte Krieg erklärt, warum Franck ungeduldig auf das Ende seines Studiums der Wirtschaftswissenschaft wartete, um das Haus verlassen zu können. Papa saß zwischen allen Stühlen. Hätte er sich zum Kommunismus bekannt, hätte Philippe ihn auf der Stelle vor die Tür gesetzt. Mein Vater wußte, welche Grenze er nicht überschreiten durfte. Er wurde geduldet, weil er sich als radikaler Sozialist ausgab. Für ihn war es wichtiger, auf seine Unabhängigkeit gegenüber seiner eigenen Familie zu pochen. Er tat alles, um bei seinem Schwager nicht anzuecken, damit er ihn akzeptierte. Er war nur verbal ein Sozialist. In

seinem täglichen Leben merkte man nichts davon. Franck versuchte zumindest, sein Leben mit seinen Ideen in Einklang zu bringen. Die sonntäglichen Mahlzeiten waren lebhafter als in den meisten Familien. Meine Mutter lehnte es ab, daß bei Tisch aktuelle Themen zur Sprache kamen. Es war nicht leicht, sie zu vermeiden. Denn wie Franck sagte, waren alle Themen politisch.

Für die Delaunays war Algerien Frankreich. Aber das war nicht der wirkliche Grund, der Algerien unantastbar machte. Das Land war heilig, weil Maurice sich nach dem Krieg dort niedergelassen hatte, als er Louise Chevallier, eine reine Pied-noir, eine Algerien-Französin, geheiratet hatte. Ihre steinreiche Familie besaß Dutzende von Immobilien in Algier und Oran. Maurice verwaltete die Güter seiner Frau und vermehrte jedes Jahr ihrer beider Erbe, indem er weitere Immobilien kaufte. Das Wort »Unabhängigkeit« war für sie unmöglich und unschicklich. Philippe und meine Mutter standen auf Maurices Seite, und als De Gaulle an die Macht kam, waren sie beruhigt. Mit unserem großen Nationalhelden würde Algerien französisch bleiben. Eine Handvoll zerlumpter Terroristen würde ganz gewiß nicht mit der drittgrößten Armee der Welt fertig werden. Die Fellaghas waren eine mörderische, degenerierte, undankbare Bande, von den Amerikanern manipuliert. Die Delaunays räumten ein, daß sich »die Eingeborenen« in so eine Sackgasse verirren konnten, und so galt ihr grenzenloser Haß jenen Franzosen, die ihr Land und ihre Landsleute verrieten und die Rebellion unterstützten. Zwischen Franck und Maurice herrschte mehr als Feindseligkeit. Jeder beharrte auf seiner Position, setzte seine Ehre daran, sich zu seiner Meinung zu bekennen, den Gegner zu provozieren und ihn seine tiefste Verachtung spüren zu lassen. Man vermied, sie zusammenzubringen. Und wenn sie sich trafen, verbot meine Mutter, daß das Thema zur Sprache kam. Die Wörter Algerien, Krieg, Attentate, Selbstbestimmung, Volksentscheid, Generäle, Obersten, Afrika, Legionäre, Armee, aber

auch Ehre, Sorge, Zukunft, Dreckskerl, Folter, Trottel, Freiheit, Kommunist, Erdöl waren schlecht fürs Geschäft und wurden während des Aperitifs und der Mahlzeit aus dem Gespräch verbannt. Das engte das Diskussionsfeld zwar ein, aber die Hammelkeule mit grünen Bohnen konnte ohne Beschimpfungen verspeist werden.

Wegen Franck, und um zu vermeiden, daß ich seinem Weg folgte, schufen Philippe und meine Mutter eine Art Sicherheitskordon, der mich daran hinderte, die Familie meines Vaters zu besuchen, und mir verbot, mit ihnen zum Fest der *Humanité* zu gehen. Lange glaubte ich, da sie mit wissender Miene und zusammengekniffenen Lippen darüber redeten, daß sich dort verborgene und unaussprechliche Scheußlichkeiten abspielten. Meine Mutter konnte mich jedoch nicht daran hindern, einmal im Monate mit Enzo in den Louvre zu gehen. Er machte keinerlei Versuche, mich zu überzeugen und mich in sein Lager zu ziehen. Er war Fatalist, bevor er Kommunist war. Wahrscheinlich ist es dasselbe. Wenn man als Arbeiter geboren wurde, war man Kommunist; wenn man als Bourgeois geboren wurde, stand man rechts. Bloß keine Vermischung. Für ihn stellten die Sozialisten einen faulen Kompromiß dar. Er nahm es meinem Vater übel, zum Feind übergelaufen zu sein, und warf ihm Verrat an der Arbeiterklasse vor. Man durfte die soziale Klasse nicht wechseln. Die Welt war einfach, und da ich der Sohn aus der Bourgeoisie war, würde ich ein Bourgeois werden. In Wirklichkeit waren mir ihre Geschichten, Überzeugungen und Streitereien schnuppe. Ich war weder auf der einen noch auf der andern Seite. Ihre Gewißheiten langweilten mich und waren mir fremd. Mit ihren Kämpfen hatte ich nichts zu tun. Was mich im Leben interessierte, waren Rock'n'roll, Literatur, Fotografie und Tischfußball.

Nicolas und ich waren beim Tischfußball eines der besten Gespanne. Er hinten, ich vorne. Es war schwer, uns zu schlagen. Wenn wir in Ruhe spielen wollten, gingen wir zur Place de la Contrescarpe. Unsere Gegner waren Studenten des Viertels oder die von der École Polytechnique, superschlau, aber beim Kicken Nieten. Wir nahmen sie ungeniert auf den Arm. Einige waren verärgert, daß Jungs, die zehn Jahre jünger waren, sie fertigmachten. Wir machten es genau wie Samy. Wir machten sie lächerlich, ohne ihnen Aufmerksamkeit zu schenken.

»Das nächste.«

Anfangs jubelten wir. Wir bekundeten unsere Freude. Später genossen wir es im Stillen. Wir ignorierten sie. Wir starrten auf den weißen Ball und auf die blauen und roten kleinen Fußballspieler. Noch bevor sie angefangen hatten, wußten sie, was sie erwartete. Nie würden sie uns schlagen. Ignoriert zu werden war schlimmer als Verachtung. Damit sie uns überhaupt eines Blickes würdigten, mußten wir uns in Gefahr begeben, ein gutes Endergebnis erzielen oder zum Matchball gelangen. Es gab ziemlich viele Spieler und wenn man verlor, mußte man lange schmoren, bis man wieder spielen konnte. Durch die vielen Partien wurden wir irgendwann müde, und sobald wir nachließen, flogen wir raus, mit einem kleinen Lächeln im Mundwinkel, Zeichen der Machtübernahme. Es gab die guten Spieler, die mindestens fünf oder sechs Partien schafften, und die, die nur kurz durchhielten.

Wenn wir uns in Form fühlten, bereit, haushoch zu gewinnen oder uns fertigmachen zu lassen, gingen wir in das große Bistro an der Place Denfert-Rochereau. Im *Balto* gab es zwei Kickertische. Wir spielten mit den Großen, und wurden respektiert. Es wäre uns nicht in den Sinn gekommen, auf dem Kickertisch neben den Flippnern zu spielen, selbst wenn er frei

war und Spieler uns eine Partie vorschlugen. Wir sparten unsere Energie auf, um uns mit den Craigs zu messen, denen aus dem südlichen Vorort. Samy war der stärkste. Er spielte allein gegen zwei Gegner und gewann mit Leichtigkeit. Er hörte auf, wenn er genug hatte oder zur Arbeit mußte. Er arbeitete nachts bei einem Zulieferer der Hallen, für den er Tonnen von Obst und Gemüse schleppte. Er war ein echter Rocker mit Tolle und Backenbart, ein Schrank mit enormen Bizepsen und zwei Lederarmbändern an jedem Handgelenk, einer den alle respektierten. Er spielte mit einer Geschwindigkeit, die uns den Atem raubte, und schlug jeden Ball mit unglaublicher Kraft. Die Spieler, denen es gelungen war, ihn zu schlagen, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen. Ich gehörte dazu. Es war nur dreimal passiert und auch nur mit knapper Not, während er mich Dutzende Male fertiggemacht hatte. Samy hatte keinerlei Achtung vor Studenten und den Bourgeois. Er hatte nur ein Wort für uns: Stümper, und er verachtete uns von der Höhe seiner imposanten Statur herab. Er sprach nur mit Seinesgleichen und mit ein paar Leuten, darunter Jacky, dem Kellner des *Balto*, einem Kumpel von ihm, der aus derselben Ecke im Vorort kam. Über Samy liefen Gerüchte um, die man sich mit leiser Stimme hinter seinem Rücken erzählte. Mal war er ein kleiner Gauner, mal ein großer. Niemand wußte, ob seine schlechten Manieren oder seine schwarze Jacke ihm diesen Ruf eingetragen hatten oder ob er begründet war. Für mich empfand er Sympathie, seit ich *Come On Everybody* in der Jukebox des *Balto* hatte spielen lassen, einer riesigen Wurlitzer, die zwischen zwei Flippern blinkte. Er hatte mir einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken und eine anerkennende Grimasse beschert. Wenn ein Paar guter Spieler aufkreuzte, die er seiner Meinung nach nicht allein schlagen konnte, nahm er mich manchmal als Hintermann. Mich seiner Wahl würdig zu erweisen war Ehrensache für mich, und ich erzielte immer zwei oder drei Tore, mit einem schwer zu haltenden Schuß, den nur wenige außer mir

beherrschten. Von diesen seltenen Sympathiebekundungen abgesehen, ging es mir nicht besser als allen anderen Ich hatte Anspruch auf seine Geringschätzung, auf den Spitznamen »großer Stümper«, und ich war verwirrt von Samys ständig wechselndem Verhalten. Wenn ich ein paar Kröten hatte, legte ich eine Rockplatte auf. Bei den ersten schrillen Tönen der Gitarre atmete er erleichtert auf und nickte mir zu, damit ich zu ihm kam, um hinter ihm zu spielen. Zusammen haben wir keine einzige Partie verloren.

Das Bistro *Balto* gehörte Leuten aus der Auvergne. Die Marcusots waren nach dem Krieg aus dem Cantal gekommen und verbrachten ihr Leben in dieser Kneipe. Die ganze Familie schuftete an allen sieben Wochentagen von sechs Uhr morgens bis Mitternacht. Vater Albert führte sein Geschäft mit Meisterhand. Seinen sozialen Erfolg stellte er zur Schau, indem er englische Fliegen trug, von denen er eine ganze Sammlung besaß. Ständig sah er in den Spiegel, um zu sehen, ob sie im richtigen Gleichgewicht waren. Wenn die Einnahmen stimmten, schlug er sich zufrieden mit beiden Händen auf seinen vorspringenden Bauch.

»Da ist die Knete, und keiner wird sie mir nehmen.«

Wenn das Wort »Genießer« einen Sinn hatte, dann beim alten Marcusot. Er redete oft davon, daß er in seine Heimat zurückkehren wolle, erwähnte ein zu übernehmendes schönes Geschäft in Aurillac oder Saint-Flour. Seine Frau, die füllige Madeleine, hatte jedoch keinerlei Lust dazu, seit ihre drei Kinder sich in der Umgebung von Paris niedergelassen hatten.

»Auf dem Friedhof werden wir uns noch genug langweilen, kein Grund, sich schon zu Lebzeiten dort zu vergraben. Die Ferien genügen.«

Die Marcusots ließen fast alles aus dem Cantal kommen. Ihre Trüffelpfanne war ebenso hervorragend wie riesig, mit Würsten aus dem Quercy, die einem für mindestens zwei Tage

den Bauch füllten, und die Leute kamen von weit her, um ihr Entrecôte aus Salers zu probieren. Die alte Marcusot war eine ausgezeichnete Köchin. Sie kochte Tagesgerichte nach Hausmacherart. Der verheißungsvolle Duft empfing einen schon beim Hereinkommen und hatte ihr drei gastronomische Kritiken eingetragen, die in einem Goldrahmen neben der Speisekarte hingen. Man sagte den Auvergnaten viele Bosheiten nach. Diese hier waren großzügig und knauserten weder mit den Portionen noch mit Kredit, die sie mit fortschreitendem Monat gewährten, die man jedoch ohne Widerrede zu Beginn des nächsten Monats begleichen mußte, wenn man dort weiter essen wollte. Wehe dem, der es vergaß und meinte, die Kneipe wechseln zu können, denn das Telefon der Auvergnaten erinnerte den säumigen Schuldner schnell an seine Verpflichtungen.

Die Domäne der Marcusots war hinter der Bar. Der Saal und die Terrasse gehörten Jacky. Von morgens bis abends rannte er herum und nahm die Bestellungen auf, stapelte auf seinem Tablett ein Gewirr von Tellern, Gläsern und Flaschen, bediente, ohne etwas zu verschütten, stellte im Kopf die Rechnung aus, ohne sich zu irren, alles aufmerksam und mit einem Lächeln, was ihm großzügige Trinkgelder eintrug. Jacky hatte im Leben nur eine Leidenschaft: den Fußball. Als eingefleischter Fan des Stadions von Reims haßte er den Racing Club von Paris, der in seinen Augen ein »Club von Schwuchelteln« war, die schlimmste Beleidigung. Die Welt war nach dieser Gegnerschaft aufgeteilt. Man gehörte zum einen oder zum anderen Lager. Man durfte Jacky nicht mit seinen Helden aufziehen: Fontaine, Piantoni und Kopa, dem er seinen »Verrat« nicht verzieh. Wenn sie gegen den Racing Club oder Real Madrid verloren, herrschte an diesem Tag Trauer, und niemand spielte sich auf, nicht einmal die Fans des Racing, die in der Mehrzahl waren. Samy teilte die Leidenschaft für das Team von Reims mit seinem Kumpel Jacky. Um ihr Trikot zu ehren, spielte er beim Tischfußball mit den Roten. Wenn

er mit Leichtigkeit gewann, sagte er kein Wort, verachtete den Verlierer, begnügte sich damit, das Zwanzig-Centime-Stück an sich zu nehmen, das von denen, die warteten, bis sie an der Reihe waren, in den Aschenbecher gelegt worden war, und es in das Münzgerät zu stecken, um die Bälle zurückzuholen. Wenn es schwerer war und er sich ein wenig anstrengen mußte, um zu gewinnen, kommentierte er seinen Sieg mit einem »Ihr könnt Reims am Arsch lecken!«

Das *Balto* war ein riesiges Bistro an der Ecke der beiden Boulevards. Zur Avenue Denfert-Rochereau hin, auf der Seite mit dem Tresen und dem Tabakstand, befanden sich die Kikertische, die Flipper und die Jukebox, und zum Boulevard Raspail hin lag das Restaurant mit sechzig Plätzen. Zwischen den letzten Tischen hatte ich hinter einem grünen Samtvorhang eine Tür erspäht. Durch sie verschwanden Männer reifen Alters. Ich sah niemanden herauskommen. Das machte mich neugierig. Oft fragte ich mich, was dort wohl war, wollte aber nicht nachsehen. Keiner meiner Fußballkumpel wußte es. Es interessierte sie nicht. Lange Zeit machte ich mir keine Gedanken darüber. Wenn viel los war und man lange warten mußte, nahm ich ein Buch und setzte mich, ohne etwas zu mir zu nehmen, auf die Terrasse in die Sonne. Jacky ließ mich in Ruhe. Er hatte meine Enttäuschung gesehen, als Reims im Endspiel von Real geschlagen worden war. Seit diesem Tag betrachtete er mich nicht mehr als Kunden. Damals war das *Balto* mit den Marcusots, Nicolas, Samy, Jacky und den Stammgästen so etwas wie eine zweite Familie. Ich verbrachte dort wahnsinnig viel Zeit. Ich mußte allerdings zu Hause sein, bevor meine Mutter von der Arbeit kam. Jeden Abend ging ich kurz vor sieben heim und verteilte Bücher und Hefte auf meinem Schreibtisch. Wenn sie mit meinem Vater ankam, traf sich mich beim Lernen an. Wehe, wenn sie eher wiederkam und ich nicht da war. Ich schaffte es, sie zu beruhigen, indem ich schwor, bei Nicolas gearbeitet zu haben. Ich log mit einer Dreistigkeit, die mich glücklich machte.

Ich schleppte meine Brownie mit mir herum und übte mich im Fotografieren. Das Ergebnis war mittelmäßig. Die Personen verloren sich im Rahmen, aufgerichtet wie Pflöcke. Man sah ihre Gesichter nicht. Meine Fotografien drückten nichts aus. Ich ging näher an die Sujets heran, und hin und wieder gelang es mir, einen Ausdruck oder ein Gefühl einzufangen. Wie soll man fotografieren, ohne gesehen zu werden? Ich mußte mit einem unberechenbaren Feind umgehen: mit Juliette, meiner kleinen Schwester, die drei Jahre jünger war. Sie mußte sich ihr Lager nicht aussuchen. Bis in die Fingerspitzen war sie eine Delaunay. Eitel wie sie war, quoll ihr Schrank über vor Kleidern. Sie behauptete, sie hätte nichts anzuziehen, und verbrachte ihre Zeit damit, sich zu fragen, wie sie sich zum Ausgehen kleiden sollte. Mit ihrer treuherzigen Miene erhielt sie von meinen Eltern alles, was sie wollte. Ihr Unschuldsgesicht war reine Mache. Meine Mutter, die ihr vollkommen vertraute, fragte sie oft, ob ich wirklich wie behauptet um sechs Uhr nach Hause gekommen sei. Juliette verriet mich ohne Gewissensbisse mit einem Kopfschütteln.

Sie war eine unglaubliche, unverbesserliche Quasselstrippe, die stundenlang quatschen konnte, ohne daß wir uns danach erinnerten, worüber. Sie bestritt die Unterhaltung. Ausgeschlossen, das kleinste Gespräch mit ihr zu führen. Sie ließ einen nicht zu Wort kommen, und man gab auf. Man ließ sich vom Strom der Wörter tragen, die ununterbrochen aus ihrem Mund quollen. Alle machten sich über sie lustig. Großvater Philippe, der sie in den Himmel hob, nannte sie »meine hübsche kleine Plaudertasche«. Er verbot ihr, in seiner Gegenwart zu sprechen. Sie ging ihm auf die Nerven. Enzo sagte, sie hätte eine kleine alte Frau im Bauch.

»Du bist eine *chiacchierona* wie meine Cousine Lea, die noch immer in Parma lebt.«

Dieser Spitzname ist ihr geblieben. Sie verabscheute ihn. Wenn wir sie ärgern wollten, nannten wir sie *chiacchierona*. Damit brachte man sie zum Schweigen. Manchmal ergriff

sie zu Beginn der Mahlzeit das Wort und hielt ihren unerschöpflichen Monolog. Unser Vater schlug dann mit der Hand auf den Tisch.

»Hör auf, Juliette, du nervst! Was ist das Mädchen doch für eine Klatschbase.«

Sie protestierte heftig: »Ich bin keine Klatschbase! Keiner hört mir zu.«

4

Ich haßte es, Zeit zu verplempern. Das einzige, was mir nützlich erschien, war das Lesen. Bei uns las niemand richtig. Meine Mutter brauchte ein Jahr, um das Buch des Jahres zu lesen. Das ermöglichte ihr, darüber zu sprechen und als große Leserin zu gelten. Mein Vater las nicht und brüstete sich damit.

Franck hatte politische Bücher in seinem Zimmer. Großvater Philippe schätzte nur Paul Bourget, dessen Romane er in seiner Jugend geliebt hatte.

»Man kann sagen, was man will, vor dem Krieg war die Literatur besser.«

Er kaufte Sammelbände in den Buchläden der Rue de l'Odéon. Er las sie nicht und stellte sich eine Bibliothek zusammen. Ich war ein besessener Leser. Das wog den Rest der Familie auf. Frühmorgens, wenn ich das Licht anmachte, griff ich nach meinem Buch, und es ließ mich nicht mehr los. Meine Mutter regte es auf, mich in ein Buch vertieft zu sehen.

»Hast du nichts anderes zu tun?«

Sie konnte es nicht ertragen, wenn sie mit mir redete und ich nicht zuhörte. Mehrmals riss sie mir das Buch aus den Händen, um mich zu zwingen, ihr zu antworten. Sie hatte es aufgegeben, mich zum Abendessen zu rufen, und eine wirksame Lösung gefunden. Von der Küche aus schaltete sie den Strom in meinem Zimmer ab. Ich war gezwungen, zu ihnen